

Anachronistische Redensarten

Anzeichen für Sprachwandel und Indikatoren in der Vorurteilsforschung

Otto Holzapfel , Freiburg i. Br.

Öz

Anakronik Deyimler. Dil Değişimi Belirtileri ve Önyargı Araştırmalarında Göstergeler

Dil değişimi, dilde hemen hemen hiç fark edilmeden yaşanan bir süreçtir. Bu değişim, bünyesinde eskimiş içerikleri barındıran ve günlük hayatta bu yüzden sıklıkla normal okur için açıklanamaz nitelikte olan anakronik deyimlerin kullanımı anında da görülebilir. Eski atasözü araştırmaları yararlı yardımcı materyal sunabilir, fakat açıklama için bazen yoruma da ihtiyaç duyulur. Eski deyimler ekseriyetle (yine eskimiş) ön yargılara dayanırlar, ama çoğunlukla kültür tarihine ilişkin ilginç belgeler niteliği taşırlar.

Örnek olarak Almancada, deyimlere yansıdığı gibi terzinin geleneksel olarak aşağılanması anlaşılır değildir. Benzer birçok deyim de, uzun zamandır artık geçerliliğini yitirmiş “hukuk enkazlarından” kalma kalıntılardır. Oryantalizmde (Osmanlı’ya olan ilgi ve hayranlıkla) tamamen pozitif çağrışımlarla, kuşaktan kuşağa aktarılan ön yargılar, Almancada, Türkçe [daha doğrusu Osmanlıca] kavramıyla irtibat kurmaktadır. Buna çok sayıda örnek gösterilebilir; örn. Osmanlı figürü taşıyan tarihi çeşmeler de zaman içinde açıklamaya muhtaç hale gelmekte ve aynı şekilde “anakronik” bir durum sergilemektedir. Buna mukabil, Batı devlet yapılarının modern Türk devleti üzerindeki olumlu etkisini de gözlemekteyiz.

Anahtar Sözcükler: Almancada dil değişimi, (özellikle Terzi ve Türk motifli) deyimler, Atasözü araştırması, oryantalizm, özlüm edebiyatı, olumlu önyargı olarak Türklerin Batı kurumlarına olan tarihi ilişkisi.

Abstract

Der Sprachwandel ist ein lebendiges Geschehen, ein Prozess, den man in der Sprache selbst kaum merkt. Er wird u. a. sichtbar im Gebrauch von anachronistischen Redensarten, die in ihrer Substanz veraltete Inhalte verwenden und in ihrem aktuellen Gebrauch dadurch oft für den Laien unerklärbar sind. Die ältere Sprichwörterforschung stellt nützliche Hilfsmittel, aber zur Erläuterung muss man manchmal Interpretationen suchen. Ältere Redensarten beruhen oft auf (ebenso veralteten) Vorurteilen, sind aber häufig interessante Zeugnisse zur Kulturgeschichte.

Für uns heute völlig unverständlich ist zum Beispiel die traditionelle Verachtung des Schneiders, die sich in Redensarten niederschlägt. Andere Redensarten sind Überreste von „Rechtaltertümern“, die seit langem nicht mehr gelten. Überlieferte Vorurteile, im Orientalismus (Interesse und Begeisterung für die Osmanen u. a.) allerdings durchaus positiv assoziiert, verbinden sich im Deutschen mit dem Begriff des „Türkischen“ [richtig: Osmanischen]. Dazu gibt es viele Beispiele, auch z. B. historische Brunnen mit der Figur des Osmanen, die mit der Zeit erklärungsbedürftig, also ebenfalls „anachronistisch“, geworden ist. Gegenläufig sehen wir viele positive Einflüsse ‚westlicher‘ Staatsstrukturen auf den modernen türkischen Staat.

Schlüsselwörter: Sprachwandel im Deutschen, Redensarten (besonders mit den Stichwörter „Schneider“, „Türke“ u. ä.) und Sprichwörterforschung, Orientalismus, Sehnsuchtsliteratur, historisches Verhältnis der Türken zu ‚westlichen‘ Institutionen als positive Vorurteile

Den Sprachwandel zu verfolgen, ist eine schwierige Aufgabe. Wenn man in der Sprache selbst lebt (als Muttersprachler oder mit längerer Erfahrung in der entsprechenden Sprache: hier Deutsch) macht man automatisch und weitgehend unbewusst die Veränderungen der Alltagssprache mit, in der Regel ohne es zu merken. Es gibt jedoch Entwicklungen, die man als älterer Mensch nicht oder kaum mitmacht (der Autor ist 1941 geboren); Sprache ist also auch Modesprache einer bestimmten Generation. Sprache ist nur in ihrer breiten Grundsubstanz generationenübergreifend.

Es gibt daneben (und damit verbunden) dialektale Unterschiede, Soziolekte (Sondersprachen bestimmter sozialer Gruppen), die modisch bedingte Sprache bestimmter Altersgruppen und so weiter. – Vor reichlich über fünfzehn Jahren fiel mir zum Beispiel auf, dass jüngere Leute häufig „*kein Thema*“ sagten, um ihre *Zustimmung* auszudrücken (etwa: Das ist kein Thema, darüber brauchen wir nicht zu diskutieren; ich bin der gleichen Meinung, ohne dass wir viel darüber reden müssen). Die *Internet-Seite wie-sagt-man-noch.de* erklärt den Begriff richtig mit: „gern, keine Frage, natürlich, ohne Probleme, selbstredend, selbstverständlich“. Der *redensarten-index.de* führt etliche Belege an, die aber leider alle ohne Datierung sind. Dazu heißt es: „seit den 1970er Jahren gebräuchlich“, und das wäre erheblich früher als in meiner subjektiven Wahrnehmung. Bei *duden.de* finde ich keine brauchbaren Hinweise.

Bis heute kann ich mich nicht mit diesem Ausdruck anfreunden und verwende ihn nicht.¹ Ältere Sprecher neigen eher dazu, konservativ an ihrer gewohnten Umgangssprache festzuhalten. – Aus dem Ausdruck selbst wird seine Bedeutung nicht unbedingt verständlich. An sich könnte es auch das Gegenteil bedeuten: Ich *will* darüber nicht diskutieren; ich bin *dagegen*. Man könnte als mögliche Parallele etwa das Englische „no comment“ (kein Kommentar) anführen, das eben diese negative Bedeutung hat. Sprache ist wortwörtlich manchmal unverständlich und unlogisch; solche Begriffe erklären sich aus dem Kontext, den man kennen (oder erlernen) muss. – Dass es wirklich auf den *Kontext* ankommt, auf das angewöhnte oder erlernte Verständnis für die korrekte Bedeutung einer solchen Redensart, kann man belegen, wenn wir uns andere Beispiele mit entgegengesetzter Bedeutung ansehen. So findet sich bei Röhrich (1973), dem Standardwerk der Forschung über sprichwörtliche Redensarten, das Stichwort „Idee“ (S. 462) mit dem Hinweis zu „*Keine Idee!*“ und der Erläuterung: „starke Ablehnung wie *kein* [Verweis] *Gedanke*“ [Röhrich 1973, S. 310 f.].“ Also hier *nicht* wie oben: Ich habe dazu keine (eigene) Idee (und bin also einverstanden), sondern: Ich *will keine* Idee dazu haben, ich lehne es ab / ich *will* mir *keine* Gedanken machen, ich lehne es ab darüber zu diskutieren. Zugegebenermaßen liegen die genannten Ausdrücke auf einer Sprachebene, die Missverständnisse nicht ausschließt. Man wird also (in der Regel) die Redensarten „keine Idee“ und „kein Gedanke“ nicht isoliert verwenden, sondern durch einen erklärenden Zusatz ergänzen. „Kein Thema“ ist aktuell ein Modewort und im häufigen Gebrauch verständlich; das trifft auf „keine Idee“ und „kein Gedanke“ nicht zu.

¹ Übrigens besteht bei dem ähnlichen Ausdruck „*keine Frage*“ die gleiche grundsätzliche Doppelbedeutung, das heißt man könnte die als Zustimmung gemeinte Äußerung auch als Ablehnung deuten („bitte keine Fragen stellen“ / „es werden keine Fragen zugelassen“ etwa bei dem Auftritt eines Politikers, der sich unangenehmen Fragen nicht stellen will). Auch hier ist die korrekte Bedeutung nur aus dem geläufigen Kontext zu erschließen.

Als neueres Beispiel kann etwa der Ausdruck „*genau*“ gelten, der jetzt häufig als Zwischenbemerkung, als Pausenfüller, als abschließende Bekräftigung verwendet wird, bevor man weiter spricht. Von der Funktion her entspricht dieses „*genau*“ in etwa dem „*äh*“ früherer Generationen, dem Pausengestammel, das vom Wortinhalt her keine Bedeutung hat. *Wikipedia.de* spricht von einem Verzögerungslaut und nennt das „*äh*“ auch einen Verlegenheitslaut. Das würde sich teilweise mit dem modernen „*genau*“ überschneiden. Zumindest ist das eine der Erklärungsmöglichkeiten, welche die Duden-Redaktion vorschlägt², die sich neben der Sprachnorm auch um die Beschreibung des Sprachwandels kümmert. Über „*äh*“ (und ähnliche Laute) konnte man sich lustig machen und Vorurteile wirken lassen (zum Beispiel mein dänischer Großonkel sagte immer wieder ‚pausenfüllend‘ und absolut sinnlos ‚*nöf, nöf*‘ und war doch ein gebildeter Hochschullehrer). „*Genau*“ wirkt dagegen sehr intellektuell.

Das gilt meines Erachtens auch für den heute modernen Ausdruck „*definitiv*“, mit dem man Zustimmung signalisiert. Auch hier muss man die Bedeutung ‚lernen‘, denn an sich besagt der Begriff nur „endgültig“ und könnte somit sowohl „ja“ als auch „nein“ bedeuten. Sprache ist ein ‚lebendiger Organismus‘ und hält sich nicht an ‚tote Regeln‘ von Grammatik und Duden-Wörterbuch. Das letztere wird ja von Zeit zu Zeit und immer wieder nach dem aktuellen Sprachgebrauch korrigiert und ergänzt.³ Manches wird wohl auch als ‚veraltet‘ und ‚überholt‘ gestrichen. Aber die deutsche Sprache bleibt von einem ‚Bodensatz‘ an Redensarten durchzogen, welche oft einer kulturgeschichtlichen und sprachhistorischen Erläuterung bedürfen. ‚Bodensatz‘: Das ist wie eine Grundströmung, die vorhanden ist und auf der wir sprachlich aufbauen, die uns aber oft nur unbewusst in ihrer Bedeutung geläufig ist und eigentlich eine nähere Erklärung braucht. Wenn Sprache sich wandelt, verschwinden bestimmte Begriffe und Redensarten sozusagen in den Untergrund, werden entweder vom Sprachwandel völlig verdrängt oder ‚am Rande‘ mitgeschleppt, ohne dass man sich der genauen Bedeutung bewusst ist. An diesem Phänomen lässt sich der *Sprachwandel* gut exemplifizieren. Solche Redensarten sind nicht mehr synchron (ihrer Zeit entsprechend) in unserer Sprache, sondern anachronistisch, das heißt sozusagen aus der geltenden Sprache bedeutungsmäßig herausgefallen, aber in der gelegentlichen Verwendung noch vorhanden. Charakteristisch ist, dass solche Ausdrücke zwar noch verwendet werden, man sich auch der ungefähren Bedeutung bewusst ist, aber kaum jemand kann genauer erklären, warum wir diese Redensart noch verwenden, schon gar nicht, woher sie kommt.

Beispiel: Wenn es an die Tür klopft, sagt man in einer geläufigen Redensart „*Herein, wenn es kein Schneider ist!*“ ‚Man sagt‘: Ich habe keine Daten und keine Kenntnis darüber, wie weit jüngeren Generationen heute diese Redensart wirklich geläufig ist und auch verwendet wird; sie gehört vielleicht schon zum Sprachbestand meiner älteren Generation der heute über 70-Jährigen. Eine erste *Internet-Recherche*

² Das ist meine vage Erinnerung; eine Quelle kann ich dafür nicht mehr finden. – Bei allen Informationsquellen, vor allem bei denen aus dem *Internet*, setze ich hier auf Hinweise, die auch in der Türkei (zumindest zum Teil) einsehbar sind. Entlegene Spezialliteratur anzuführen (die ich im Zweifel selbst nicht kenne), halte ich hier für unpassend.

³ Das unterscheidet uns vom Französischen, wo eine von der Regierung eingesetzte Kommission der wissenschaftlichen Akademie vorschreibt, was ‚korrektes Französisch‘ ist. Vor allem kämpft diese Akademie (weitgehend erfolglos) gegen Fremdwörter aus dem Englischen. Das wird im Deutschen zwar auch von vielen kritisiert, aber grundsätzlich akzeptiert.

zeigt mir, dass zum Beispiel *wissen.de* („Wissen für Kids“, also für Jugendliche) diese Redewendung „älteren Menschen“ zuschreibt. Verwiesen wird auf den „Schnitter“, den Erntearbeiter mit der Sense, und das wäre demnach ein Bild für den Tod (der „Sensenmann“, so wurde er oft bildlich dargestellt), den man also lieber nicht anklopfen lässt. Diese Herleitung ist für mich zu eng und zu einseitig. Eine Internet-Seite *redensarten-index.de* hat mehrere Erklärungsmöglichkeiten, die (neben Schnitter = Tod) mir zu abwegig erscheinen. Immerhin steht dort: „heute kaum noch gebraucht“. Ein Hinweis bezieht sich auf die angeblich früher ausbleibende Bezahlung für den Schneider, der also, wenn er anklopft, sein Geld einfordern will. Eine Internet-Seite „yahoo! clever“ (*yahoo.com*) argumentiert ebenso. Internet-Eintragungen werden nicht dadurch besser, dass einer vom anderen abschreibt. Ich beschränke mich auf eine viel näher liegende Erklärung.

Zur ersten Orientierung dient mir das sehr erfolgreiche und nützliche *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten* von Lutz Röhrich und Gertraud Meinel (Röhrich 1973).⁴ Das Stichwort „Schneider“ ist relativ umfangreich (S. 873-876) und mit guten Abbildungen versehen. Die sprichwörtlichen Verwendungen spiegeln den hohen Anteil, den der Begriff „Schneider“ als Beruf und als Objekt zahlreicher Vorurteile in der deutschen Sprache hat bzw. hatte. „Frieren wie ein Schneider“ (weil Schneider auch als „Stubenhocker“ traditionell arm und unterernährt waren); „essen wie ein Schneider“ (wenig essen); Schneider arbeiten auch an den Feiertagen (um den Auftrag für den Kunden fertig zu stellen); den „Schneider im Haus“ haben (unter drohender Armut leiden); weil der Schneider angeblich mit dem Stoff betrog, kommt er selten in den Himmel: Wenn also ein Gespräch stockt, stecken bleibt, dann sagt man in die Pause hinein: „Nun kommt ein Schneider in den Himmel“ (was offenbar selten war). Man verspottet den Schneider, dass er auf einem Ziegenbock reite (so bereits um 1400 datierbar); man flucht „Hol dich der Schneider!“; man ist „aus dem Schneider“ (über 30 Jahre alt (aus einem parallelen Ausdruck im Kartenspiel: mehr als 30 Punkte haben); „Schneider sein“ (bei der Jagd ohne Beute bleiben) und so weiter.

Alle diese Ausdrücke spielen mit der Vorstellung von einem Schneider, die heute völlig anachronistisch anmutet. Selbst wenn jemand heute manche dieser Redensarten verwendet, wird er kaum eine einzige korrekt in ihrer Bedeutung erklären können. Das in diesen traditionellen Redensarten dargestellte Bild vom Schneider hat in der heutigen Welt keinerlei Entsprechung; es ist ein Spiegelbild der unglaublich breiten Vorurteilsbildung, die in Verbindung mit diesem Beruf aufgebauscht wurde. Geblieben ist davon nur der sprachliche Bodensatz. – Gehen wir kurz auf Röhrichs Erläuterung zu „herein, wenn’s kein Schneider ist“ ein (S. 874). Röhrich referiert nur die eine Möglichkeit, dass der Schneider das geschuldete Geld eintreiben will. Und er hält das für eine Parodie zu „herein, wenn’s ein Schneider ist“. Das wird damit erläutert, dass die Schneiderzunft als streng geschlossene Gesellschaft tagte und niemand hereinließ, der fremd bzw. ‚kein Schneider‘ war. Auch das ist eine Vorgehensweise, die uns heute anachronistisch anmutet. Die Variante Schneider = Schnitter = Tod hat Röhrich (in dieser Auflage) nicht, und nur sein „Hol dich der Schneider!“ könnte in diese Richtung deuten. Es ‚holt‘ einen allerdings der Teufel, und der ist nicht unbedingt mit dem Tod gleichzusetzen (auch einen Verstorbenen, der in den Himmel kommt, hat der Tod

⁴ Ich benütze hier diese Ausgabe von 1973; vgl. Literaturverzeichnis. Auch wenn die Seitenzählung in anderen, später erweiterten Ausgaben anders ist, bleibt die Stichwortbezeichnung gleich.

geholt). Ein Stichwort „Schnitter“ hat Röhrich (in dieser Auflage) nicht.

Die Verachtung des Schneiders lebt weiter, wenn auch nur ‚versteckt‘ in der Sprache und als solche Abwertung kaum mehr erkennbar (weil der Bezug zur Realität verschwunden ist). So singen und spielen Kinder im Kindergarten (in Salzburg 1980 und in Oberbayern 2018) nach einer Liedsammlung von 1865 wie folgt (in bairisch-österreichischer Mundart, hier ‚hochdeutsch‘): „Bin ich auf der Wiese gesessen, hat die Schnecke einen Schneider gefressen, schnapp! hat er ihn gehabt“ (die Schnecke ist sprichwörtlich langsam und der Schneider offenbar zu klein und zu schwach, um sich zu wehren).⁵ Für Kinder ist das ein vergnügliches Spiel, in dem es darum geht, mit der Hand ‚gefangen‘ zu werden. Dass eine ‚Schnecke‘ mitspielt, erhöht für Kinder sicherlich auch den Reiz; der ‚Schneider‘ spielt keine (heute erkennbare) Rolle.

Bin i auf der Wies'n g'sessn – ein Kreisspiel

Bin i auf der Wies'n g'sessn, hat da Schneck an Schnei-der
g'fres-sn. Schnapps! hat er'n g'habt!

40.
Bin i auf da Wies'n g'fess'n,
Hät da Schnegg an Schneida g'fress'n;
Schnapps, hät ear'n g'habt.

Das Sprüchlein "Bin i auf der Wies'n g'sessn ..." findet sich in der Sammlung von Maria Vinzenz Süß unter der Rubrik "Wiegen- und Klein-Kinder-Lieder und Sprüche" (Salzburgische Volks-Lieder mit ihren Singweisen, Salzburg 1865, Nr. 40, S. 10).

Die verwendete Melodie ist sehr volkläufig und das Lied in Kindergartenkreisen als Spiel bekannt. Mit anderer Melodie und einer weiteren Strophe hat es Landa Ruprecht in das Liederheft "Alpenländische Lieder und Jodler für Kinder und Mütter und alle, die gern mit Kindern singen" (Salzburg, 1980, S. 17) aufgenommen.

Spielbeschreibung: Die Kinder sitzen im Stuhlkreis, die Hände auf die Oberschenkel gelegt. Ein Kind geht im Kreis herum und singt. Bei "Schnapps!" versucht es die Hände eines sitzenden Kindes zu fassen, während dieses schnell die Hände zurückzieht. Gelingt es, ein Kind bei den Händen zu erwischen, so geht nun dieses im Kreis herum und ist der Fänger. EB

Informationen aus dem Volksmusikarchiv Nr.2/18 [2018], S.22 oben (E.B. = Eva Bruckner)

Neben solchen Redensarten, hinter denen sich interessante kulturhistorische Fakten verstecken, die uns heute zumeist nicht mehr geläufig sind, gibt es ‚einfache‘ Redensarten, zu denen die nähere Erklärung verloren gegangen ist. Auch sie sind anachronistisch wie zum Beispiel der Ausdruck „etwas **auf die lange Bank schieben**“. Um welches Möbelstück handelt es sich hier? Das wird heute kaum jemand erläutern können. Röhrich (1973, S. 94 f.) liefert die einfache und nahe liegende Erklärung: In die mittelalterliche (aus germanischer Tradition stammende) Rechtspraxis (sogenannte „Rechtaltertümer“), die weitgehend noch auf Mündlichkeit beruhte, wurde mit der Einführung des ‚römischen‘ Rechts das Kanzleiwesen erweitert, (schriftliche) Akten wurden angelegt und im Archiv aufgehoben. 1481 heißt es, dass ein Gerichtsverfahren verzögert wird, indem die entsprechenden Papiere „in den langen Truhen“ verschwinden. 1499 wird beklagt, dass ähnlich ein Verfahren „auf die lange Bahn“ gesetzt würde. 1525 ermahnt ein Verfasser einer Schrift über „Leibeigenschaft und

⁵ Informationen aus dem Volksmusikarchiv [des Bezirks Oberbayern, Bruckmühl; hrsg. von Ernst Schusser] Nr.2/18 [2018], S. 22 (nach L. Ruprecht: *Alpenländische Lieder [...] für Kinder [...]*, Salzburg 1980, S. 17; Spielbeschreibung; Vorlage mit Melodie nach: M. V. Süß, *Salzburgische Volkslieder [...]*, Salzburg 1865, Nr. 40).

Knechtschaft“, man solle die Gerichtsverfahren armer Leute zu deren Nachteil „nicht Jahr und Tag *in den langen Truhen* liegen lassen“ (Röhrich 1973, S. 1093, kurzer Artikel „Truhe“). ‚Truhe‘ und ‚Bank‘ haben die gleiche Bedeutung: das Möbelstück, in dem die Akten aufbewahrt wurden. Die Banktruhe ist der Vorläufer des aufrecht stehenden Schrankes. Spätestens seit dem 18. Jahrhundert gibt es die Sache ‚Banktruhe‘ für Akten nicht mehr, sondern den Aktenschrank. Aber der sprachliche Ausdruck ist geblieben und bleibt in der Bedeutung verständlich, obwohl es die dazu gehörende Sache nicht mehr gibt. Zumindest werden in Truhenbänken keine Gerichtsakten mehr aufbewahrt.



Moderne, antik erscheinende Truhenbank (Internet-Angebot 2018 bei baur.de/p/moebel-truhenbank)

Die Dokumentation und Erläuterung von Sprichwörtern und Redensarten war eine wichtige Teildisziplin kulturhistorischer und volkskundlicher Forschung; *Sprichwörter-Lexika* gibt es seit der Frühzeit der Sprachwissenschaft.⁶ Zum Beispiel ist der Spott über die Schneider, wie er sich im traditionellen deutschen Volkslied ausdrückt⁷, ein ausführlich dokumentiertes und gut untersuchtes Forschungsfeld älterer Wissenschaft (‚älter‘ bedeutet hier bis etwa in die 1980er Jahre hinein, aber es gibt auch einzelne moderne Vertreter der Sprichwörterforschung).⁸ In der Hierarchie der ständischen

⁶ Die Abgrenzung zwischen Redensart und Sprichwort ist fließend; die Redensart ist kürzer, das Sprichwort hat narrativen, erzählenden Charakter von seiner Herleitung her (etwa ein literarisches Zitat oder die Einbettung in eine kleine Geschichte).

⁷ Röhrich (1973), S. 876, skizziert eine Reihe von Literaturhinweisen zur Verwendung des Begriffs „Schneider“ im Vierzeiler / Schnaderhüpfel, im Volkshumor, in Handwerksschwänken (humoristische Erzählungen), im Spott („Schneidergeiß“, der Reiter auf dem Ziegenbock), in der mittelalterlichen Satire, in der Beurteilung übel beleumdeter Berufe („unehrliche Leute“), in vielen, vielen Volksliedern: lauter Forschungsfelder, die heute nur noch an historischem Material ausgeführt werden können. (Mit aus diesem Grund sind solche Forschungen heute selbst als ‚anachronistisch‘ verfehmt.)

⁸ Neben dem verstorbenen Lutz Röhrich [siehe Literaturverzeichnis] (1922-2006; mein Vorgänger in der Leitung des 1914 gegründeten, selbständigen „Deutschen Volksliedarchivs“, das in dieser Form leider nicht mehr existiert und 2014 Teil des „Zentrums für Populäre Kultur und Musik“ der Universität Freiburg i. Br. wurde) zum Beispiel Wolfgang Mieder (geb. 1944; Professor für deutsche Sprache und Folklore [Folkloristik] bzw. Germanistik und Volkskunde an der University of Vermont [Burlington, Vt., USA] mit u. a. folgenden Veröffentlichungen: *Sprichwort – Wahrheit!? Studien zur Geschichte, Bedeutung und Funktion deutscher Sprichwörter*. Frankfurt/Main: Peter Lang, 1992. ISBN 978-3-631-45266-0. - *Deutsche Sprichwörter und Redensarten*. Stuttgart: Reclam, 1979 [und Auflagen 1980, 1983, 1987]. ISBN 978-3-15-009550-8. – „Er ist Verfasser von mehr als hundert Büchern zum Thema Sprichwort.“ (Wikipedia.de)

Ordnung, die bis etwa in den Ersten Weltkrieg (1914-1918) hinein noch starke Gültigkeit hatte, stand der oben genannte Schneider auf einer der untersten sozialen Stufen. Warum, war (und ist) ein diskutiertes Phänomen, für das es ein ganzes Bündel von Erklärungen gibt, worauf wir hier nicht näher eingehen wollen (weitere Hinweise bei: Holzapfel, *Liedverzeichnis* [2006 und Update 2018], Lexikon-Stichwort „Schneider“⁹).

Ist der Begriff „Herein, wenn’s kein Schneider ist“ heute noch zeitgemäße Sprache? Sicherlich nicht. – ‚Schneider‘ heute, das bedeutet unter anderem ein in der deutschen Gegenwart weitgehend vergessenes und verschwundenes Handwerk. Seine Stelle haben Handelsketten und Großkaufhäuser mit fertiger Bekleidung übernommen (die etwa in China produziert wird), und sollte man heute in Deutschland wirklich mal einen ‚Schneider‘ finden (und zwar nicht einen der vornehmen und unbezahlbaren Modeschöpfer), dann ist es fast mit Sicherheit eine „Änderungsschneiderei“ mit Inhabern und Schneidern / Schneiderinnen mit (wie wir sagen) „Migrationshintergrund“ (und dafür sind wir sehr dankbar). Häufig sind es Mitbürger türkischer Herkunft, die hier eine Nische gefunden haben, weil der traditionelle deutsche Schneiderberuf praktisch ausgestorben ist. Der Schneiderspott ist real verschwunden, sprachlich lebt er anachronistisch weiter. Warum? Wohl nur, weil wir diese Redensart lustig finden. Unsere Großeltern konnten darüber noch lachen (und wussten in der Regel auch, warum); wir dürften darüber eigentlich nicht mehr lachen. Aber ‚gedankenlos‘ lebt der Begriff in der Sprache weiter.

Nun, die Schneider als Standesorganisation werden sich gegen die diskriminierende Verwendung dieser Redensart kaum wehren (und wohl kein Gericht würde eine entsprechende Beleidigungsklage zur Verhandlung annehmen). Die Verwendung der Redensart ist ‚gedankenlos‘, aber nicht ‚strafbar‘. Wenn wir überlegen, mit wie viel Aufwand in den letzten Jahren und Jahrzehnten um sprachliche Gleichberechtigung gekämpft wurde, wenn es um das Gegensatzpaar ‚männlich‘: ‚weiblich‘ geht, um gender-gerechte Bezeichnungen und schließlich um nicht-diskriminierende Begriffe hinsichtlich der sexuellen Zuordnung, so müssen wir uns eingestehen, dass das Beispiel ‚Schneider‘ wohl harmlos ist. – Wählen wir also ganz bewusst ein kontrastreiches Beispiel einer (zugegebenermaßen kaum so oft verwendeten Redensart wie die vom Schneider): „**Hier geht es zu wie in der Judenschule**“. Sofort muss klar werden, dass es sich hier nicht um eine harmlose Redensart handelt. Angesichts der Verbrechen, die Deutsche von 1933 bis 1945 an den deutschen und europäischen Mitbürgern jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft verübt haben, gefriert einem das Lachen im Gesicht. Diese Redensart ist nicht ‚lustig‘ und alles andere als harmlos. Aber kaum einer wird sich im Klaren darüber sein, wie es zu dieser Redensart kommen konnte und in welchem Kontext sie zu verstehen ist.

Wieder hilft als erster Schritt ein Blick in das Internet weiter. Da gibt es eine Diskussionsseite, die in der Fragestellung festhält: „früher hörte man hin und wieder die Redewendung“ (*uni-protokolle.de*). Die Diskussion selbst von 2008 ist nicht lesenswert. Dann wieder der *redensarten-index.de*, der allerdings nur angibt, dass „seit dem Massenmord an Juden“ diese Redewendung „nicht mehr gebräuchlich ist“. Es fehlt eine

⁹ mit weiterführenden Literaturhinweisen, vor allem: Hasse, Monika (1973) , in: *Handbuch des Volksliedes*, R. W. Brednich u. a. (Hrsg.), Band 1, München 1973, „Das Schneiderlied“, S. 801-831.

Erklärung, welche in sehr kurzer Form der Eintrag unter *universal_lexikon.deacademic.com* liefert: „Die Redewendung geht darauf zurück, dass bei orthodoxen Juden die Synagoge auch »Schule« genannt wurde. Das Stimmengewirr beim Gebet, das von leisem Gemurmel oft zum lautem [-n] Anruf Gottes anschwellt und dem Außenstehenden wegen der hebräischen Sprache unverständlich war [, bildet den Ausgangspunkt für die Entstehung der Redewendung].“ Diese Erklärung mag hier genügen; wer Weiteres wissen möchte, sei auf meinen Artikel in *Diyalog* 2014/2: 61-69 verwiesen, wo ich ausführlich auf diese Redensart eingehe. Nichtwissen, Unverständnis dem fremden Verhalten gegenüber, in gewisser Weise einfach ‚Dummheit‘ stehen Pate bei dem Entstehen einer solchen Redewendung. Sie verschwindet zu Recht wieder aus unserem Sprachgebrauch.

Röhrich (1973, S. 469 „Judenschule“) erklärt „Es geht zu (oder: hier herrscht ein Lärm) wie in einer Judenschule“ mit: Es herrscht ein lautes Durcheinander... Gewirr der Stimmen beim Gebet... unverständlich... leises Gemurmel... [manchmal] lauter Ausruf. Der Begriff ist belegt seit dem 18. Jahrhundert (literarischer Nachweis bei Bürger 1778). Auf die Problematik, diese Redensart in unserer Gegenwart zu verwenden, geht Röhrich (in dieser Auflage) leider nicht ein. Aber sprichwörtliche Redensarten können nicht allein historisch betrachtet werden. Auch ihre ‚Daseinsberechtigung‘ in unserer aktuellen Sprache muss diskutiert werden.

Andere Redensarten leben ‚fröhlich‘ weiter, obwohl die politische und gesellschaftliche Wirklichkeit eine andere geworden ist. Wir haben also heute kein schlechtes Gewissen, wenn wir bei einem Abschied noch zusammensitzen und, falls es dabei etwas zu essen gibt, von einer „*Henkersmahlzeit*“ für den zu Verabschiedenden reden, obwohl es (bei uns) längst keine Todesstrafe und keinen Henker mehr gibt. Gerade diese Redensart haben die Volkskundler und Ethnologen ausführlich untersucht, und der Brauch fand sich bei vielen Völkern (vgl. Röhrich 1973, S. 411 f.). Dass der zum Tode Verurteilte noch einmal ein gutes Essen bekam, ist bei uns seit dem 15. Jahrhundert belegt, und man sagt es im Scherz weiterhin. Da hinter dem Brauch offenbar u. a. der Wille zur Versöhnung stand, macht die Redensart trotz ihres martialischen Charakters sympathisch, aber anachronistisch ist sie auch. Der *Henker* (Röhrich 1973, S. 411) wird häufig als Ersatzwort für die mit Tabus belegte Nennung des Teufels genommen [dieses frühere Tabu kennt heute niemand mehr¹⁰]: „Hol dich der Henker!“ (gleichbedeutend und mindestens heute so häufig: „zum Teufel!“). Und die Gleichzeitigkeit von Sonne und Regen (vielleicht noch mit einem schönen Regenbogen) wurde in vielen Kulturen weltweit als etwas Besonderes betrachtet, zumeist merkwürdigerweise mit negativen Assoziationen. Warum allerdings (so bei Röhrich 1973, S. 411 zu „Henker“) dieses „es regnet und gleichzeitig scheint die Sonne“ mit der (wahrscheinlich seltenen) Redensart beschrieben wird, „der Henker schlägt seine Großmutter“, vermag Röhrich nicht zu erklären. Ist es die Absurdität des Geschehens, die als Parallele zum Widerspruch von Sonne und Regen gesehen wird?

Bei Röhrich (1973) verstecken sich die weltweit verbreiteten, höchst unterschiedlichen und interessanten Bezeichnungen für diesen „*Sonnenregen*“

¹⁰ ‚Tabu‘ bedeutet, dass man sich (früher) gescheut hat, dieses Wort zu benutzen und dafür ein Ersatzwort wählte. Das gilt / galt besonders beim Fluchen, das eigentlich als Sünde galt, verboten war.

merkwürdigerweise unter dem Stichwort „Kirmes“ (Röhrich 1973, S. 510-512¹¹; mit Verweis auf eine berühmte finnische Veröffentlichung von 1957, „Regen bei Sonnenschein“¹²). Ich glaube nicht, dass man heute noch all diese Bezeichnungen kennt (insofern sind sie auch ‚anachronistisch‘); auf jeden Fall wird kaum jemand **ihre** Sinn erklären können (Röhrich auch nicht): der Teufel bäckt Pfannkuchen, die Heiden (!) haben Hochzeit, der Teufel schlägt seine Großmutter, die Hexen tanzen, ein Leutnant zahlt seine Schulden [was offenbar recht selten passierte], ein Schneider (!) kommt in den Himmel und so weiter. Zu diesen Beispielen (hier nur eine Auswahl) kommen Bezeichnungen, die uns sehr fremd vorkommen: eine Wölfin gebärt Junge (in der Türkei), ein Schakalregen (Türkei). Auch das wird als „Widerspruchssymbolik“ gedeutet; am altertümlichsten soll die Vorstellung von der Fuchshochzeit sein, die offenbar ursprünglich aus Indien kommt. Abgesehen von den spekulativen Erklärungsversuchen an sich beschäftigen sich diese alle nur mit der historischen Perspektive. Die Redensartenforschung müsste hier auch die Gegenwart einbeziehen und etwa in der Feldforschung erfragen, was aktuell davon geläufig und wie die Erklärung dazu heute ist (falls es überhaupt Erklärungen dazu gibt). Hier bleiben viele Fragen offen, versuchte Erklärungen im Ungewissen.

Übrigens, wenn wir jemand im Ungewissen lassen, „spannen“ wir ihn „auf die **Folter**“ (vgl. Röhrich 1973, S. 285 f. „Folter“): Das ist erfreulicherweise auch eine anachronistische Redensart. Die „**Galgenfrist**“ ist „der letzte Aufschub vor einem unentrinnbaren Verhängnis“ (Röhrich 1973, S. 300 „Galgen“), der Galgen selbst ist jedoch historisch. Die Sprache wirft ihre ‚Geschichte‘ nicht so schnell weg, wie deren Objekte manchmal verschwinden. Neben dem Sprachwandel gibt es ebensolche Kräfte der Beharrung, die Wortformen konservieren, obwohl manche dahinter liegende Vorstellungen vergessen und die dazu gehörigen Gegenstände verschwunden sind. Gleiches gilt für den Ausdruck „das **Heft** in der Hand halten“ (so viel Gewalt besitzen, dass ein anderer nichts dagegen ausrichten kann) oder „das Heft nicht aus der Hand geben“ (die Befehlsgewalt nicht aufgeben oder abgeben wollen), wobei es sich nicht um ein Schreibheft, sondern um den Schwertgriff handelt (Röhrich 1973, S. 405 „Heft“). Niemand läuft mehr bei uns mit einem **Schwert** herum. Dazu passt eine andere Redensart, die aus dem gleichen Bereich stammt und ebenfalls erklärungsbedürftig ist. Wenn jemand angreift, losschlägt, sich rücksichtslos äußert, „**zieht er vom Leder**“, das heißt er zieht (bildlich) das Schwert aus der Lederscheide (Röhrich 1973, S. 587 „Leder“).

Wer jemand öffentlich bloßstellt, stellt ihn „**an der Pranger**“ (Röhrich 1973, S. 743 f., mit Abbildungen). Wenn man etwas (mit Worten) kritisiert, „**prangert**“ man es an, aber diese Schandsäule mit dem Halseisen gehört der mittelalterlichen Welt an. Wir sind von einem tradierten Wortschatz umgeben, dessen Objekte (Gott sei Dank) nicht mehr unserer Welt angehören. Die entsprechenden Redensarten darf man nicht im wörtlichen, sondern nur im übertragenen Sinn verstehen, sonst werden sie

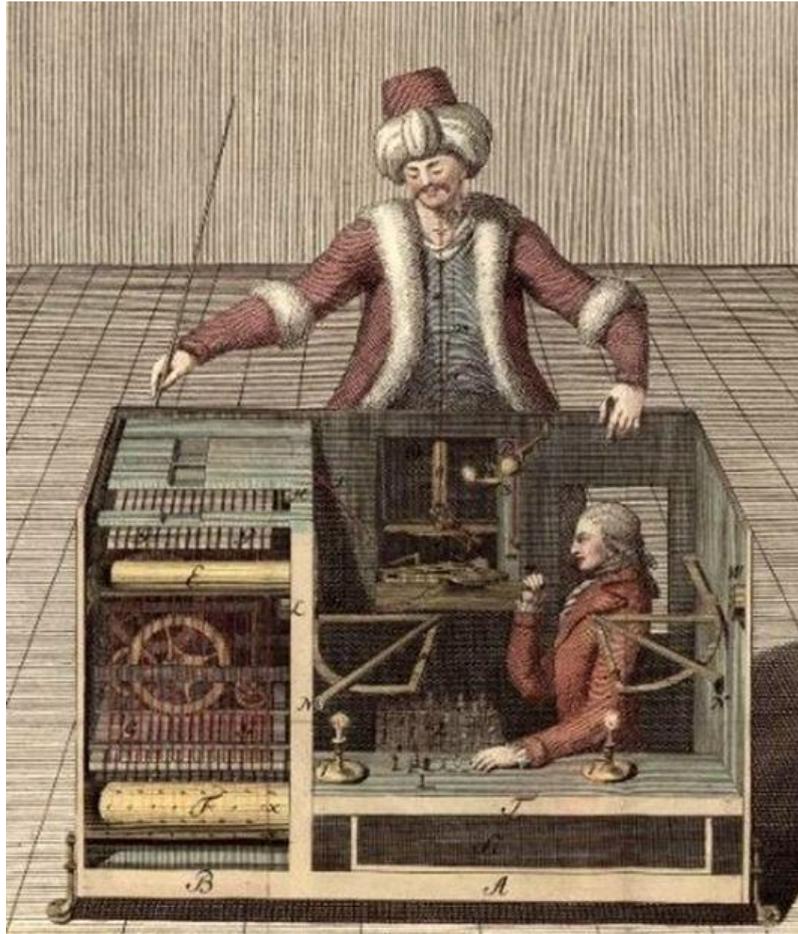
¹¹ In dieser Ausgabe von 1973 auch leider ohne Verweise oder Registerhinweise bei „Sonne“ oder „Regen“.

¹² Kuusi, Matti (1957): *Regen bei Sonnenschein: zur Weltgeschichte einer Redensart*, Helsinki: Suomalainen Tiedekatemia (FFC Bd. 171). „FFC“ steht für Folklore Fellows’ Communications, das ist wohl die erfolgreichste internationale Reihe nicht nur innerhalb der Folkloristik, ausgehend von der Finnischen Akademie der Wissenschaften. Seit 1910 sind 300 Bände erschienen [Stand: 2010].

missverstanden. Manche Redensarten verstehen wir heute (fast) nur noch im übertragenen Sinn. Wer also auf seinem Gebiet tüchtig ist, ist zwar „**sattelfest**“, muss aber nicht unbedingt reiten können (Röhrich 1973, S. 790 „Sattel“). Wer „**Scheuklappen trägt**“ (Röhrich 1973, S. 819 „Scheuklappen“), hat einen begrenzten Blickwinkel, ist jedoch kein Pferd. (Wenn ein Pferd Scheuklappen trägt, ist das keine Redensart, sondern eine Tatsache.) Wer einen „**Bock schießt**“ (Röhrich 1973, S. 823 „schießen“), begeht einen Irrtum, ist aber (wahrscheinlich) kein Jäger. Auch „**Schiffbruch**“ erleidet (keinen Erfolg haben, scheitern) man nicht unbedingt auf dem Meer (Röhrich 1973, S. 827 „Schiffbruch“). Für die Redensart „jemand **auf die Schippe nehmen**“ (Scherz mit einem treiben, jemand verhöhnen) gibt es verschiedene Deutungsmöglichkeiten (Röhrich 1973, S. 838 „Schippe“, mit Abbildung). Die einfachere (weil heute noch verständliche) Lösung ist Schippe mit Schaufel gleichzusetzen. Wer also dem Tod „von der Schippe springt“, lebt weiter und wird offenbar nicht mit der Schaufel begraben. Die interessantere Lösung geht wiederum auf rechtshistorische Verhältnisse zurück, die wir heute nicht mehr kennen. So wurden etwa Betrüger damit bestraft, dass sie an einer „Schippe“, einer Wippe, einem Wippgalgen in aller Öffentlichkeit über dem Wasser hängend eingetaucht wurden. Diese Erklärung der Redensart wurde 1780 in ein Lexikon aufgenommen, und das zu einer Zeit, als noch betrügerische Bäcker derart ins Wasser getaucht wurden (Beleg für Wien 1773). Die Schippe hatte damit auch die Funktion eines Prangers.

Wer heute neugierigen und kritischen Blicken ausgesetzt wird, klagt, dass er „**Spießbruten laufen** muss“ (Röhrich 1973, S. 967 f., Spießbruten“, mit Abbildungen). Aber niemand wird tatsächlich dieser grausamen militärischen Strafe ausgesetzt, die zumeist tödlich endete und seit der Römerzeit bis in das 16. Jahrhundert üblich war. Die Soldaten bildeten eine Gasse, rechts und links mit Spießen (später mit Ruten zum Schlagen), durch die der Verurteilte laufen musste.

Gehen wir einen Schritt weiter und begeben wir uns hier in den gefährlichen (weil allzu leicht missverständlichen) Bereich von deutschen Redensarten, die mit dem Element des Türkischen spielen, zum Beispiel „etwas ist getürkt“ oder „jemand baut einen Türken“. Beginnen wir mit dem zweiten Ausdruck „**einen Türken bauen**“. Laut wikitionary.org ist das (heute) umgangssprachlich und wird oft als diskriminierend empfunden. Es meint in der heutigen Grundbedeutung, dass man in Täuschungsabsicht jemandem einen Sachverhalt als real und wahr darstellt, was jedoch eine Fälschung ist. Dazu werden verschiedene Erklärungsmodelle skizziert, welche die Herleitung erläutern sollen. Verwendet wurde (und wird noch) der Ausdruck vor allem in Verbindung mit Militärübungen; es wird auf den *Duden* verwiesen, und es gibt viele Geschichten dazu. Die für mich wahrscheinlichste Herleitung bezieht sich auf einen „Schachtürken“ (dies ist das entsprechende Stichwort bei Wikipedia.de). Das war ein (angeblicher) Schachautomat mit einer Figur in prächtiger Türkenkleidung (im Kasten darunter war ein kleinwüchsiger Mensch versteckt, der tatsächlich Schach spielte und die Figur entsprechend bewegte).



„Schachtürke“, Abbildung von 1789 nach Wikipedia.de

Wenn wir die Jahreszahl bedenken, 1769 (nach anderen Hinweisen 1770), als dieser Automat zum ersten Mal in Österreich-Ungarn gezeigt wurde (also 20 Jahre vor der obigen Abbildung), dann wird deutlich, dass sich mit der Bezeichnung „Türke“ damals keine negative Assoziation verband, sondern ganz im Gegenteil etwas angesprochen wurde, was mit der damals herrschenden Mode des „**Orientalismus**“ zusammenhängt, mit der (an sich erstaunlichen) Begeisterung für alles Türkische (richtiger: Osmanische), die sich in jener Zeit breit machte. Nach dem endgültigen Scheitern der Osmanen in der Belagerung von Wien 1683 kehrte sich die Angst vor der Türkengefahr in das Gegenteil um, und alles Osmanische wurde beliebte und höchst erfolgreiche Modeware: Kaffee, Schwerter und militärische Ausrüstung als „Türkenbeute“ (tatsächlich in Schlachten eroberte Militärausrüstung und auch Nachbildungen, die sogar im osmanischen Reich als Exportartikel hergestellt wurden), musikalische Instrumente (Schellenbaum mit Pferdeschwänzen, noch heute in der deutschen Militärmusik; große Trommeln und Pauken), Modemusik „à la turque“ (zum Beispiel Werke von Wolfgang Amadeus Mozart), Gemälde mit orientalischen Szenen, Reisebeschreibungen, orientalische Sehnsuchtsliteratur, Johann Wolfgang von Goethes „West-östlicher Divan“ (1819 / 1827) und weitere Hochliteratur zum Thema, tatsächliche Orientreisen (zumeist nach Ägypten), Nachahmung türkischer (das heißt: osmanischer) Kleidung und so weiter. Der Orientalismus gehört zu den wichtigsten kulturellen Impulsen, die in Europa im 18. und im 19. Jahrhundert neue Perspektiven in fast allen Bereichen der Bildung und der

Kunst eröffneten (Öztürk 1999 und viele andere Publikationen zu diesem Thema).

Manches an diesem Orientalismus kann einem heute durchaus anachronistisch erscheinen, indem z. B. bei vielen Figuren aus früherer Zeit kaum jemand heute mehr eine genauere Vorstellung davon haben dürfte, „warum“ etwa in Solothurn in der Schweiz Brunnen- und Gasthausfiguren als „Türken“ [eigentlich Osmanen] auftauchen. Bei einem Gasthaus mag man das noch verstehen, wenn es wie hier „Restaurant Türk“ heißt (aber dieser Namen richtet sich eben nach der Figur, und die ist nicht modern).¹³ Bei einer Brunnenfigur, datiert 1561, kann man sich fragen, warum unter den Personen, die unter der „Justitia“, der Gerechtigkeit (das ist die weibliche Figur mit Augenbinde – sie ist „blind“ und sorgt nur für Gerechtigkeit – und mit der Waage, mit der sie „abwägt“, was gerecht ist), offenbar Schutz suchen, auch ein Osmane ist.¹⁴ 1561 war die „Türkengefahr“ ja durchaus akut. Bei einer Schwarzwalduhr, die 1878 datiert wird (Aufnahme aus dem Museum in Furtwangen), dürfte sogar die Erinnerung an die „Türkengefahr“ schon längst verblasst sein – und die Uhr heißt auch schlicht „Männleuhr“ (die Uhr mit dem kleinen Mann).



¹³ Solothurn, Schaalgasse 11; Solothurner Zeitung vom 26. 5. 2018: „Den Namen hat das Restaurant in früheren Zeiten dank einer ganz besonderen Geschichte erhalten: Unter den Angestellten soll ein Mann durch seine Gastfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft ganz besonders hervorstechen sein. Er war Türke, und ihm zu Ehren nannte man das Lokal fortan «Türk».“ Eigene Aufnahmen in Solothurn in der Schweiz, 2014.

¹⁴ Gerechtigkeitsbrunnen in der Pfisterngasse; eigene Aufnahmen in Solothurn in der Schweiz, 2014. Erklärt werden die Figuren als „Symbole der geistlichen und der weltlichen Macht“ = Papst, Kaiser, Schulheiß [Bürgermeister] und Sultan. Ein ähnlicher Brunnen, Vorbild für diesen, steht in Bern, und diesem nachgeahmt, gibt es weitere Brunnen dieser Art aus dem 16. Jahrhundert.

Ein kleiner Exkurs: *Sehnsuchtsliteratur* gibt und gab es zu allen Zeiten. Man kann das für den positiven Aspekt einer Vorurteilsbildung halten, dass es nämlich ‚hinter den Bergen‘, jenseits des eigenen, relativ engen Lebenshorizonts wahrscheinlich ‚viel schöner‘ als zu Hause ist. Wenn man nicht aus Not auswandern muss, sucht man deswegen die Ferne und das ‚Abenteuer‘ (die ritterliche ‚aventure‘ in der hochmittelalterlichen Literatur). Bestimmte Modeströmungen nehmen ihren Anfang und haben lang andauernde Folgen. Es ist sicherlich richtig vom Orientalismus mit Schwerpunkt im 18. und frühen 19. Jahrhundert zu sprechen, aber zum Beispiel Hermann Hesses Erzählung „Die Morgenlandfahrt“ (1932) ist ein später Beleg dazu, ein Nachfahre dieser Bewegung¹⁵. – Sehnsucht ist eine treibende Kraft in der Literatur der Romantik. – Sehnsuchtsziel der Bündischen Jugend, der zweiten Generation der Jugendbewegung in den 1920er und 1930er Jahren war dagegen der ‚Norden‘. Vor allem Norwegen, Schweden, Finnland und Lappland galt es zu entdecken, aber hierin mischte sich fatalerweise etwas von dem Germanen-Hochmut, der uns Deutsche befallen hat, zwischen 1933 und 1945 fürchterliche Folgen hatte und heute leider wieder in bestimmten Bevölkerungskreisen Anhänger findet. Der Orientalismus war davon frei, frei von der eigenen Nabelschau, selbst wenn die Phantasie oft nicht der Realität entsprach. Sehnsucht hat etwas mit Phantasie zu tun (Phantasie hat mit Vorurteilsbildung zu tun), und das gilt für Nähe und Ferne: Für uns ist etwas ‚sehr weit weg‘, das heißt ‚weit hinten in der Türkei‘, für den Franzosen sind Phantasien bereits im Nachbarland, nämlich ‚Schlösser in Spanien‘. Und für die Deutschen ist etwas Unverständliches (weil in einer fremden Sprache, tschechisch) auch bereits nachbarlich ein ‚böhmisches Dorf‘. Dieser letzte Begriff hat in sich eine eigene Geschichte, indem er zuerst ‚unbekannt‘, ‚unverständlich‘ bedeutet (belegt 1595; vgl. Röhrich 1973, S. 208 ‚Dorf‘), nach der Zerstörung Böhmens im Dreißigjährigen Krieg und im Hussitenkrieg aber eine zusätzliche Bedeutung bekommt. In Böhmen gab es praktisch keine unzerstörten Dörfer mehr, und die Redensart, bereits als ‚sprichwörtlich‘ bezeichnet, meinte damals, dass ein böhmisches Dorf eine große Seltenheit und eigentlich unbekannt sei (belegt 1621; vgl. Röhrich 1973, S. 208 ‚Dorf‘).

Doch zurück zum Türken: Die Bezeichnung ‚einen Türken *bauen*‘ würde ich in erster Linie aus dem militärischen Bereich ableiten, das heißt das zu Übungszwecken ein Teil der Soldaten im Manöver den Gegner darstellen, unter dem man sich also einen ‚Türken‘ vorstellt. So etwa war 1870 und 1914 Frankreich der ‚Erbfeind‘ und so weiter. Aber mich fasziniert eher der ‚Türke‘ als Figur. Zur Sicherheit prüfe ich meine These wiederum mit dem Röhrich (1973) nach. Der Artikel ‚Türke‘ bei Röhrich (1973, S. 1096 f.) erläutert u. a. die nähere Bedeutung von ‚einen Türken bauen‘ (und das ist die einzige Redensart zu diesem Artikel¹⁶): etwas vorspiegeln, vortäuschen; etwas so

¹⁵ Eine Generation früher fällt Hugo von Hofmannsthals Drama „Die Hochzeit der Sobeide“ (1897) auf. Vgl. Laasri 2018: 20-31 (mit weiterführenden Hinweisen).

¹⁶ Und es ist (in dieser Auflage) dem Register nach der einzige Begriff zum Stichwort ‚Türke‘, außer unter dem Stichwort ‚stark‘ (Röhrich 1973, S. 998 f.) die eher bedeutungsmäßig schwache Verwendung eines ‚so stark wie ... ein Türke‘ (neben ‚stark wie ein Bär / ein Baum / ein Pferd‘). - Vergessen wurde im Register bei Röhrich 1973 ein Hinweis unter dem Stichwort ‚Gras‘ mit dem Beleg für ‚da wächst kein Gras mehr‘, wo ein Platz verwüstet wurde, dass nämlich *kein Gras wächst* ‚wo der Türke hinkommt‘ (Beleg von 1662, eine Erinnerung an die Kriege gegen die Osmanen, sogar auch auf Englisch belegt; vgl. Röhrich 1973, S. 343). Gleiches gilt für ‚eine *Heidenangst* haben‘, das heißt Angst vor Nichtchristen, z. B. Türken [Osmanen] haben (Röhrich 1973, S. 405 f. ‚Heide‘). Das spiegelt wieder die Zeit der Türkenkriege [Osmanen] und wirkt heute anachronistisch (... oder sollte so wirken!

stellen, als ob es echt wäre; im Film ein Double einsetzen; statt echter Dokumentation eine gestellte Filmszene bringen. Das sind also auch ganz moderne Verwendungen in der deutschen Sprache. Dann wird die mögliche Herkunft referiert: in einer militärischen Übung einen angenommenen Feind darstellen. Es folgt die Anekdote, dass bei der Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals 1895 fremde Schiffe mit ihrer Nationalhymne begrüßt wurden. Plötzlich sei ein türkisches [osmanisches] Schiff gekommen, aber man habe weder die Noten einer Hymne gehabt noch diese spielen können, also habe man in der Not die Melodie des deutschen Liedes «Guter Mond, du gehst so stille...» gespielt. Das wäre der erste ‚gebaute Türke‘ gewesen. Das ist eine nette Geschichte, aber ich vermute, dass die Redensart älter ist und ziehe im Vergleich eher die obige ‚militärische‘ Lösung vor. Dann wäre das – der Türke [Osmane] als Kriegsgegner – immerhin eine Erinnerung an die tatsächlichen historischen Verhältnisse im späten 17. Jahrhundert. Aber das scheint mir ebenfalls zu kurz gegriffen; ich bevorzuge die oben geschilderte Darstellung mit dem ‚Schachtürken‘, weil sie die Redensart in einen älteren und vor allem größeren Zusammenhang stellt. Röhrich referiert diese Lösung relativ kurz unter ‚möglicherweise‘. Aber der geschilderte Orientalismus hätte eine kulturhistorische Perspektive eröffnet, die weit über den Bereich einer (eher zufällig scheinenden) Redensart hinausreicht.



Mein dänischer Urgroßonkel, der Maler J. Th. Lundbye (1818-1848), malt seinen Freund, den Maler P. C. Skovgaard, zu Karneval verkleidet als „Türke“ [Osmane], 1843 (Kopenhagen, Ny Carlsberg Glyptotek).

Inzwischen gibt es andere ‚Heiden‘, vor denen wir Angst haben.). Gehört „*Kruzitürken*“ auch hierher? Man verwendet es als Fluch und früher als Ersatzwort für das mit einem Tabu belegte, christliche „Kruzifix“ (im bairischen Dialekt ein geläufiger Fluch; vgl. Röhrich 1973, S. 413 unter dem Stichwort „Herculanum“); oft verstärkt als „Himmelkruzitürken“ (Röhrich 1973, S. 423 zu „Himmel“). Auf den „*Kümmeltürken*“ brauche ich hier nicht mehr einzugehen (Röhrich 1973, S. 559 zu „Kümmel“); er bezieht sich bekanntermaßen auf Halle an der Saale, wo Kümmel angebaut wurde (Beleg von um 1790). Vgl. auch Öztürk 2015: 127-132. Vgl. die Rezension von Özenici (2016: 119-121). – Weitere Belege sind im Text notiert.

Geblichen ist vom „Schachtürken“ ein Wettbewerb (*schachtuerken-cup.de*), ein Turnier dieses Namens, seit vielen Jahren in Paderborn veranstaltet mit dem Ziel einen Computer so zu programmieren, dass er gegen einen menschlichen Schachspieler gewinnen kann – oder umgekehrt. Hier wird am Beispiel Schach „künstliche Intelligenz“ erforscht.

Die Fälschung mit dem „Schachtürken“ wurde endgültig erst 1838 nachgewiesen (aber bereits in obiger Abbildung von 1789 wurde solches vermutet). Die begriffliche Verbindung mit dem „Türken“ war also im 18. Jahrhundert durchaus „nicht fremdenfeindlich“ (so auch richtig bei *Wikipedia.de*), sondern war eher ein Zeichen von Bewunderung für die prächtig ausschmückende Ausstattung dieses (angeblichen) Automaten. Eine ‚normale‘ Schach spielende Figur hätte es nicht getan. Es war eine exotische Täuschung mit dem gedanklichen Schwerpunkt auf „exotisch“. Erst in einer späteren Entwicklung sind daraus die Begriffe etwas „türken“ und etwas „ist getürkt“ geworden, welche „vortäuschen“ und „fälschen“ meinen (und jetzt eindeutig negativ belastet sind). Man kann als begriffliche Parallele auf Englisch „fake“ verweisen (leider sehr aktuell in der politischen Landschaft: „fake news“ = gefälschte Neuigkeiten, getürkte Nachrichten) oder auf die Vorstellung „Potemkinsches Dorf“ (entsprechendes Stichwort bei *Wikipedia.de*; vgl. Röhrich 1973, S. 208 „Dorf“). Letzteres bezieht sich auf den russischen Feldmarschall Potjomkin, der unter der Zarin Katharina II. im neu eroberten Land bemalte Kulissen von Dörfern aufstellen ließ, welche dieses Gebiet attraktiver erscheinen ließen. – Das positiv konnotierende „einen Türken bauen“ wurde durch das negativ assoziierende „türken“ ersetzt, wohl auch weitgehend verdrängt. Der Orientalismus mit seinem bunten Erscheinungsbild erscheint uns heute weitgehend „aus der Zeit gefallen“, anachronistisch. Geblichen ist im heutigen Sprachgebrauch das inhaltlich belastete „türken“, welches durch aktuelle Vorurteile und Erfahrungen leider zusätzlich aufgeladen ist. Sprache ist hinsichtlich ihrer möglichen Missverständlichkeit sozusagen eine intellektuelle Gratwanderung. Sprachliche Ausdrücke, insbesondere Redewendungen, sind erklärungs- und interpretationsbedürftig.

Zur obigen Anekdote vom Mond, richtiger Halbmond, als Anlass, eine Hymne zu erfinden, passt ein Beleg bei Röhrich (1973, S. 540, zu „Krebs“), der das heraldische Zeichen mit einer Redensart verbindet, die bereits römisch (lateinisch, in der Antike) belegt ist. Es gibt (bzw. gab) die Vorstellung, dass der Krebs rückwärts geht, und vom „**Krebsgang**“ spricht man (bzw. sprach man; ich denke, dass diese Redensart heute nicht mehr im Gebrauch ist, also ebenfalls anachronistisch¹⁷), wenn etwas schief geht, man keinen Erfolg hat, sich der Misserfolg einstellt. Aus dem 17. Jahrhundert, als diese Redensart durchaus noch modern war, stammt eine Strophe in einem Soldatenlied, datiert 1683, das auf die Niederlage der Türken [Osmanen] zielt: „*Mein Mond, sonst toll, wird nimmer voll, im letzten Viertel stehet; verkehrt sein Lauf, nimmt ab, nit auf, zurück im Krebsen gehet.*“ Dazu kann man erläutern: Die deutsche Literatur zitiert gerne den Vollmond, der ist „toll“ (großartig). Hier wird der Mond nicht mehr voll, ja er steht im letzten Teil der abnehmenden Phase. Der Mond nimmt ab, nicht „auf“ (zunehmender Mond), er läuft sozusagen rückwärts und (so Röhrich) in das Sternbild „Krebs“ hinein. Hier machte man sich auf Kosten des Verlierers lustig; das wäre eine

¹⁷ Modern sagt man „herumkriechen“ für ein richtungsloses Herumwursteln, für ein erfolgloses Handeln. Ob hier eine Verbindung besteht, referiert Röhrich nicht. Die Internetseite *redensarten-index.de* setzt den Begriff gleich mit „Verlust machen“ und verweist u. a. auf den Krebsgang.

Quelle für eine Vorurteilsbildung, die damit arbeitet, den (osmanischen) *Halbmond* lächerlich zu machen. Dazu kenne ich allerdings keine weiteren Belege.

Ein ähnlicher Liedbeleg steht bei Röhrich (1973) unter dem umfangreichen Stichwort „Maus“ (S. 635-639, hier S. 637). Belegt ist demnach 1693 ein Soldatenlied (Röhrich nennt leider wieder nicht den Liedanfang, so dass das Lied selbst nicht näher identifizierbar ist) die Strophe: „*Ich gedachte das Spiel viel anders zu karten; jetzt sitz ich wie eine gebattene Maus.*“ Hier jammert ein Türke [Osmane] über die Niederlage; er hätte dieses ‚Kartenspiel‘ gerne anders gemischt, das heißt gewonnen [das Verb „karten“ ist nicht mehr geläufig]. Stattdessen fühlt er sich „*wie eine gebadete Maus*“ (durchnässt; in der Antike bereits eine Redensart, bevor man die Maus ersäuft). – Eine andere Redensart soll ebenso mit der Niederlage der Osmanen vor Wien im Zusammenhang stehen. Bei dem ebenfalls umfangreichen Stichwort „Montag“ (Röhrich 1973, S. 652-655) gibt es die Redensart vom „blauen Montag“ (das ist der Tag, an dem man „blau“ macht, Ruhe hält, sich frei nimmt, feiert (bzw. nach heutiger Vorstellung auf jeden Fall verspätet mit der Arbeit anfängt). Wahrscheinlich erst später sind verschiedene Geschichten auf die Ereignisse in Wien bezogen worden (die Redensart ist älter), nämlich (für Münster in Westfalen) dass ein Bäckergeselle 1683 nachts Geräusche gehört habe, es der Wache meldete, die dann feststellte, dass die Osmanen einen unterirdischen Gang gegraben hätten, um Wien zu erobern. Das wurde verhindert, und zum Dank durften die Bäcker seitdem „*den Montag blau machen*“ (Röhrich 1973, S. 654).

Internet-Seiten wie zum Beispiel die *huffingtonpost.de* bieten einen Beitrag über „6 *Vorurteile* über Türken, die einfach nerven“ (ins Internet gestellt 2014) oder bei *balkanforum.info* eine Darstellung „Vorurteile gegenüber Türken“ (ins Internet gestellt 2008), aber hier wird (natürlich) nicht historisch argumentiert, sondern Aktuelles angesprochen. Der Kampf gegen Vorurteile ist ein aktuelles Problem. Wer aber die Hintergründe und die Entwicklung näher studieren will, muss historische Beispiele heranziehen und entsprechend argumentieren. – Ich kann aus Unkenntnis der türkischen Sprache leider nicht nachprüfen, ob es entsprechende Internet-Hinweise gibt, welche Vorurteile Türken gegenüber uns Deutschen hatten oder haben. Das ist auch nicht mein Thema hier. Aber ich erinnere doch daran, dass Kemal Atatürk nach 1923 bei der Neuordnung des Staatswesens westliche Muster bevorzugte: Zeitrechnung, metrisches System, Zivilrecht nach dem Vorbild der Schweiz, Strafrecht nach italienischem Vorbild, lateinisches Alphabet, Namensrecht (Familiennamen), deutsches Handelsrecht und so weiter. Auch dass nach 1933 viele deutsche Wissenschaftler vor dem Nationalsozialismus flohen und dankbar in der Türkei aufgenommen wurden, zählt meines Erachtens zu den positiven Aspekten von geltenden ‚Vorurteilen‘.

Wenn man umgekehrt über „türkische Vorurteile (gegenüber Deutschen)“ im Internet recherchiert, gibt es einen Hinweis auf den Film „Almanya“ von 2013 und ein Interview dazu, wie die deutsch-türkische Identität visualisiert werden kann und wie entsprechend über Integration nachgedacht werden muss. Und es gibt eine (kaum lesenswerte) Diskussionsseite von 2013 „Welche Vorurteile gibt es gegenüber Deutschen“. Das Internet kann zu solchen Untersuchungen nur ein Einstieg sein und versagt meistens, wenn es um die historische Perspektive geht. – Zu den obigen Hinweisen über Entlehnungen in der Staatsplanung der modernen Türkei nach 1923 passt abschließend die kleine Anmerkung, dass die moderne türkische Sprache selbst

zahlreiche Entlehnungen kennt, vor allem aus dem Französischen. Als Deutscher muss man sich vielleicht erst daran gewöhnen, dass diese Wörter türkisch geschrieben werden (also keine Fremdwörter sind; die Schreibung wird der türkischen Aussprache angeglichen), aber dann erkennt man sie wieder: *asansör* (ascenseur), *bilet* (billet), *kamyon* (camion), *kuaför* (coiffeur), *kuzen* (cousin), *pantolon* (pantalon), *sisis* (saucisse), *sürpriz* (surprise) und so weiter. Das ist durchaus vergleichbar dem Deutschen, wo aus lateinisch „fenestra“ deutsch „Fenster“ wurde, aus französisch „affaire“ deutsch „Affäre“. Sprachen begegnen sich in freundschaftlicher Weise und lernen voneinander.

Literaturverzeichnis

- Bruckner, Eva** (2018): „Bin i auf der Wies'n g'sesse“. In: *Informationen aus dem Volksmusikarchiv* [des Bezirks Oberbayern, Bruckmühl] Nr.2/18 [2018], S. 22.
- Holzapfel, Otto** (2006): *Liedverzeichnis. Die ältere deutschsprachige, populäre Liedüberlieferung*, Hildesheim: Olms. ISBN 978-3-598-23629-7 [neben der gedruckten Ausgabe *Internet-Update* online seit 2018 über die Homepage „Volksmusikarchiv des Bezirks Oberbayern“].
- Holzapfel, Otto** (2014): „... Wie in der Judenschule – Eine Redensart und ihre Interpretation“. In: *Diyalog. Interkulturelle Zeitschrift für Germanistik*, 2014/2, S. 61-69.
- Internet**-Recherchen zu (alphabetisch:) „äh“, „genau“, „einen Türken bauen“, „Herein, wenn es kein Schneider ist“, „herumkriechen“, „Hier geht es zu wie in der Judenschule“, „kein Thema“, „türken“, „Vorurteile / Türken // türkische Vorurteile...“ (September / Oktober 2018); genauere Hinweise jeweils im laufenden Text.
- Laasri, Mohammed** (2018): „Deutung orientalischer Spuren in Hofmannsthals lyrischem Drama «Die Hochzeit der Sobeide»“. In: *Diyalog. Interkulturelle Zeitschrift für Germanistik*, 2018/1, S. 20-31.
- Özenici, Salih** (2016): „Deutscher Orientalismus in Sprache und Bild“, in: *Diyalog. Interkulturelle Zeitschrift für Germanistik*, 2016/1, S. 119-121.
- Öztürk, Ali Osman** (1999): „Zur Funktion des Türkenmotivs in der deutschen populären Volkskunst im 19. Jahrhundert. Eine ethnologische Betrachtung“. *The Image of the Turk in Europe from the Declaration of the Republic in 1923 to the 1990s*, ed. by Nedret Kuran Burçoğlu, Istanbul: The Isis Press, S. 233-245.
- Öztürk, Ali Osman** (2015), *Alman Oryantalizmi. 19. Yüzyıl Alman Halk Kültüründe Türk Motifi* [Deutscher Orientalismus. Türkenmotiv in der deutschen populären Kunst des 19. Jh.s], 2. Aufl., Istanbul: Vadi Yayınları.
- Röhrich, Lutz** [Redaktion: Gertraud Meinel] (1973 / 1977): *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. Taschenbuchausgabe in 4 Bänden [durchpaginiert] 1977. ISBN 3-451-17789-7 [das ist die Ausgabe, die ich hier benütze; erste Ausgabe 1973; mehrere Erweiterungen und Neuauflagen, zuletzt in drei Bänden, 6. Auflage, Freiburg i. Br.: Herder 2003. ISBN 3-451-16630-5].